

Unverkäufliche Leseprobe aus:

Bosetzky, Horst
Der letzte Askanier

Alle Rechte vorbehalten. Die Verwendung von Text und Bildern, auch auszugsweise, ist ohne schriftliche Zustimmung des Verlags urheberrechtswidrig und strafbar. Dies gilt insbesondere für die Vervielfältigung, Übersetzung oder die Verwendung in elektronischen Systemen.

© S. Fischer Verlag GmbH, Frankfurt am Main

1319 – *Terra Transoderana und Kloster Chorin*

Markgraf Waldemar ist tot!«

Die Bauern auf dem Feld ließen die Hacken fallen und sahen zum Wald hinüber, aus dem eine hochgewachsene junge Frau herausgelaufen kam. Es war Adela, die ältere und ausnehmend schöne Tochter des Müllers Jakob Rehbock, der erst vor kurzem von Niemeck bei Potsdam hergezogen war in die Neumark jenseits der Oder.

Adela fuchtelte wild mit den Armen. »Kommt, wir müssen ihn zur Mühle schaffen.«

»Dann man los«, sagte Denecken und gab seiner kleinen Schar das Zeichen, alles stehen- und liegenzulassen. Er war ein kluger Bursche, und der Vogt von Biesenthal wollte zusehen, daß er nach Frankfurt an der Oder zu einem Kaufmann kam. »Der Waldemar war ein großer Herr und hat in Brandenburg alles zusammengehalten, nach ihm aber wird es einen Schrecken ohne Ende geben. Gestern nacht erst sind die Sterne vom Himmel gefallen.« Er bekreuzigte sich, dann rannte er los.

Adela lehnte an einer Kiefer. Das lange blonde Haar hatte sie hochgebunden, ihr weites hellgraues Gewand flatterte im Wind.

Denecken glaubte, eine der alten germanischen Göttinnen sei auferstanden. Doch als er näherkam, sah er, daß sie ganz verweinte Augen hatte. Ihr Gesicht war müde und aschfahl.

»Wie ist es denn passiert?« fragte er.

»Er ist allein durch die Wälder gestreift und plötzlich krank geworden, hat mit hohem Fieber bei uns in der Mühle gelegen, aber dennoch weiterreiten wollen.«

Denecken pfiß durch die Zähne. »Es wird ja von ihm so manches Wundersame berichtet.«

»Woher soll ich das wissen?« Adela erschlug eine Bremse

auf ihrem Unterarm. »Als ich mit der Mutter Beeren suchen wollte, haben wir ihn gefunden. Unten am Bach.«

»Wohin denn nun: hier den Pfad entlang?« Denecken wurde ungeduldig. Vielleicht war der Markgraf doch noch am Leben, und wenn er ihn rettete, konnte er als Knappe mit ihm ziehen.

Adela nickte und ging der kleinen Gruppe voran. Sie kämpften sich durch dichtes Gebüsch, das Brombeergesträuch riß ihnen an der Kleidung. Scharen von Mücken und Bremsen fielen an diesem heißen Augusttag über sie her.

Denecken blieb stehen und lauschte. Ihm war, als hätte er ein Pferd wiehern hören.

»Das ist seines«, sagte Adela. »Er ist gestürzt und ...« Sie brach wieder in Tränen aus.

Auch Denecken war bestürzt, denn was nach Waldemar kam, war sicher schlimm für alle. Neue Herren neigten immer dazu, die Abgaben zu erhöhen, und die Bede war schon hoch genug. Das Beste wäre gewesen, Waldemar hätte lange genug gelebt, um die Dänen und Mecklenburger zu besiegen und den roten Adler Brandenburgs über deren Ländereien aufzuziehen. Der Biesenthaler Vogt hatte ihm viel von den Plänen Waldemars erzählt.

»Hierher! Zu Hilfe!«

»Das ist Mutter«, sagte Adela. »Sie ist bei dem Toten geblieben, damit wir ihn finden.«

Denecken spürte die Gier in sich hochsteigen, als Adela so vor ihm stand. Oft hatte er in diesem Sommer versucht, sie ins Heu zu ziehen, aber sie hatte ihn stets fortgestoßen.

»Da vorne ist der Bach!« rief einer der Bauern, der den Wald gut kannte.

»Dann waten wir zum Markgrafen hin, das geht schneller.« Auf Deneckens Geheiß zogen sich die, die nicht ohnehin schon barfuß liefen, die Klotzpantinen aus, und vorwärts ging es. Die Rufe der Katharina Rehbock, die bei dem Toten wartete, wiesen ihnen den Weg.

»Wir kommen!« schrie Denecken in den Wald, in dem es

Gegenden gab, die seit der Erschaffung der Welt noch nie ein Mensch betreten hatte. Das Dickicht erschien ihm undurchdringlich.

»An der Schneise hier!«

Da kannte Denecken sich aus, denn diese Schneise hatten sie im letzten Jahr geschlagen, um einen Weg zur Lichtung zu bahnen, auf der die Klosterbrüder aus Soldin ein neues Dorf begründen wollten.

Als sie die Unglücksstelle erreichten, bot sich ihnen ein Bild des Schreckens. Im Morast, halb bedeckt von der schwarzbraunen Walze des sterbenden Pferdes, lag der Körper eines schwächtigen Mannes, den die Hufe übel zugerichtet hatten. Offenbar war das Pferd durchgegangen, hatte den Reiter an eine der mächtigen Eichen geschleudert und dann im eigenen Todeskampf zertrampelt. Panzerhemd und Lederkoller hatten den Mann nicht zu schützen vermocht.

»Erschlagt den Gaul und zieht den Markgrafen heraus, schnell! Vielleicht ... O mein himmlischer Herrgott, so hilf uns doch!«

Adela mußte ihre Mutter beiseite führen.

Denecken machte sich mit seinen Bauern ans Werk, doch es gab nichts mehr zu retten. »Du hattest recht«, sagte er zu Adela. »Markgraf Waldemar ist tot.«

Im Jahre 1098 beschloß der heilige Robert von Molesme, aus Protest gegen die verderbten Sitten der Benediktiner einen neuen Orden zu gründen. Da er in der burgundischen Stadt Cîteaux lebte, die bei den gebildeten Mönchen den lateinischen Namen Cistercium trug, hießen seine weißgewandeten Ordensbrüder Zisterzienser. Weiß waren ihre Kutten deswegen, weil die ursprünglich schwarze Kutte des zweiten Abtes von Cîteaux, Alberich, unter der Berührung der Mutter Gottes weiß geworden war, wie man sagte.

Das Gelübde der Zisterzienser verlangte nicht nur Armut, Keuschheit und Gehorsam, sondern auch Fleiß: Gottes Wort

sollte mit Axt und Spaten verkündet werden – ora et labora. Mit diesem modernen Slogan traten die Zisterzienser ihren Siegeszug an und erreichten Ende des 12. Jahrhunderts auch Brandenburg, wo sie 1183 das erste Kloster gründeten: Lehnin. Weitere folgten. In den Jahren 1273 bis 1334 wurde Kloster Chorin erbaut – ein Vorhaben, für das sich Markgraf Waldemar sehr erwärmt hatte.

Seit 1258 genossen die Zisterzienser in den Landen der Askanier volle Zollfreiheit. Die fleißigen Mönche nutzten diese Gunst, indem sie große Reichtümer anhäuften, sich die umliegenden Dörfer einverleibten und dem hanseatischen Getreidehandel beitraten. Kein Wunder, daß die Kreuzgänge des Klosters Chorin ganz besonders wuchtig ausfielen: Der Backsteinbau kündete von großer Glaubenskraft.

Hier nun im Choriner Mittelschiff, wo die Spitzbogen hoch zum Himmel strebten, saßen die Trauergäste, um vom letzten Askanier Abschied zu nehmen, dem Markgrafen Waldemar, geboren 1281 als Sohn des Markgrafen Konrad und seiner Frau Constantia von Polen, regierender Fürst in der Mark Brandenburg seit 1303, vom Jahre 1309 an verheiratet mit Agnes, ebenfalls einer Askanierin. Das Fürstenhaus Askanien hatte seit 1123 mit Albrecht dem Bären die Geschicke Brandenburgs bestimmt, 1170 war ihm Otto I. gefolgt, sodann in nicht abreißender Kette Otto II., Albrecht II., Johann I., Otto IV. mit dem Pfeil und schließlich Konrad, der 1304 gestorben war und die Regierungsgewalt seinen drei Söhnen übertragen hatte: Johann IV., Otto VII. und eben Waldemar, der nach dem Tode seiner beiden Brüder die Alleinherrschaft angetreten hatte und alsbald den Ehrentitel »Waldemar der Große« tragen sollte. Die meisten Askanier waren hier in Chorin beigesetzt.

Man schrieb den 24. August 1319. Nach einer neuntägigen Aufbahrung hatte man den Toten einbalsamiert und von Bärwalde aus in einem großen Leichenzuge über die Oder nach Chorin gebracht, wo sich eine Vielzahl von Adligen versammelt hatte, so unter anderen der Bischof Heinrich von Havel-

berg, die Truchsesse Graf Günther von Käfernburg und Lüchow, Droiseke von Kröcher und Johann von Blankenburg, der Marschall Redekin von Redern, Wedego von Wedel, Heinrich von Kröcher, die Pröpste Eberhard aus Berlin und Walter aus Pasewalk, der Kaplan und Notar Hermann von Lüchow, Heinrich von Steglitz und Hans von Lüddecke. Allen voran natürlich Agnes, Waldemars Witwe, gerade erst zweiundzwanzig Jahre alt.

Hinten an der Wand lehnten der Ritter Hans Lüddecke und der Ratsherr Andreas Grote, beide aus Gransee.

»Welch ein Verlust für uns«, sagte Andreas Grote und wischte sich verstohlen eine Träne aus den Augen.

»Welch ein Gewinn für uns«, knurrte Hans Lüddecke. »Er ist mir zu mächtig geworden.«

Die Totenrede hielt Propst Nikolaus von Bernau, der Hofkaplan Waldemars zu Spandau, den er vor zwei Jahren beim Begräbnis seines Bruders Johann liebgewonnen hatte.

»Wir blicken auf die sterbliche Hülle des Markgrafen Waldemar und lesen im Buche des Propheten Jesaja im zweiundvierzigsten Kapitel: »Siehe, das ist mein Knecht – ich erhalte ihn – und mein Auserwählter, an welchem meine Seele Wohlgefallen hat. Ich habe ihm meinen Geist gegeben; er wird das Recht unter die Heiden bringen. Er wird nicht matt werden noch verzagen, bis daß er auf Erden das Recht anrichte; und die Inseln werden auf sein Gesetz warten. So spricht Gott, der Herr, der die Himmel schafft und ausbreitet, der die Erde macht und ihr Gewächs, der dem Volk, so darauf ist, den Odem gibt und den Geist denen, die darauf gehen: Ich, der Herr, habe dich gerufen in Gerechtigkeit und habe dich bei deiner Hand gefaßt und habe dich behütet ... «

*1325 – Avignon, Terra Transoderana
und Schloß Tirol*

Avignon, die Stadt, in der Papst Johannes XXII. seit dem Jahr 1316 residierte, war in einer anderen Welt als Brandenburg gelegen, und dennoch entschied sich für viele tausend Männer, Frauen und Kinder der Mark das Schicksal hier am Ufer der Rhone.

Ein Minoritenpriester beugte sich zum Papst hinüber. »Ich habe Ludwig in Mailand mit Matteo Visconti zusammen gesehen ...«

»Er ist damit selber ein Ketzer, und der Bann wird ihn treffen.«

Jedesmal, wenn Papst Johannes an die Wittelsbacher dachte, verließ ihn die gute Laune. Und das seit 1322, als Ludwig IV. der Bayer in der Schlacht bei Mühldorf über seinen Favoriten triumphiert hatte, Friedrich von Österreich, auch er mit dem Anspruch angetreten, Römischer König und Kaiser zu sein. Nun, zwei Jahre später, hatten sich die Dinge weiter zugespitzt. Der Papst winkte einen Vertrauten herbei.

»So darf es nicht weitergehen. Die Entscheidung über die Thronfolge im Reich ist und bleibt päpstliches Recht. Die Wittelsbacher werden exkommuniziert, und über das gesamte Reich verhängte ich das Interdikt.«

Der Vertraute nickte. »Schön, aber das Verbot, Sakramente zu spenden, wird sie nicht sonderlich treffen, sie werden's überall umgehen, ohne daß wir's hindern können. Eine andere Züchtigung könnte schmerzhafter für sie sein ... Darf ich Euch raten, Heiliger Vater?«

»Was ist es?«

»Ludwigs Sohn – auch ein Ludwig, Ludwig V. – ist jetzt Markgraf von Brandenburg und hat Rudolf von Sachsen und

die Anhänger der erloschenen Askanier aus Brandenburg verdrängt.«

»Und?« Johannes XXII. wurde ungeduldig.

»Da wäre König Ludwig am ehesten zu treffen – in Brandenburg ...«

»Wie das?«

»Der Bischof Stephan von Lebus ist einer unserer treuesten Brüder – und er könnte zu König Wladislaw Lokietek von Polen reiten und ihn bitten, den Untertanen in der Mark zu zeigen, was es heißt, die päpstlichen Befehle zu mißachten. Wladislaw wird sich mit dem König Gedymin von Litauen verbünden – und beide werden ihre Mission zu unserer Zufriedenheit erfüllen.«

Zwei litauische Soldaten packten den Priester und schlangen ihm ein dickes Seil um den massigen Körper. Mit überschnapper Stimme rief der Geistliche Gott und alle Heiligen um Hilfe an, doch damit lockte er nur David von Grodno herbei.

»Halt's Maul!« schrie der grimme Heerführer der Litauer und schlug ihm mit dem flachen Schwert auf den Mund, daß das Blut gewaltig spritzte.

Das brachte Skirgal auf die Idee, das Orakel zu befragen. Die Litauer wußten, nachdem sie die Neumark gebrandschatzt und verwüstet und über die Oder gesetzt hatten, nicht, ob sie den Sturm auf Prenzlau wagen sollten oder nicht. »Wir können ihn nehmen und sehen, wie das Blut aus ihm gesprungen kommt.«

»Keine schlechte Idee.« David von Grodno erteilte seine Befehle. »Aber macht schnell, ehe die Hitze unerträglich wird.« Der Juni 1325 war außergewöhnlich heiß und trocken.

Die beiden Soldaten rückten den gefesselten Geistlichen so zurecht, daß sein Rücken zu Skirgal zeigte, der sein Schwert schon bereithielt. Aber er wartete, bis sich alle seine Soldaten um ihn versammelt hatten. Der Priester schrie und flehte so jämmerlich, daß einer der Soldaten die Nerven verlor, seinen Kopf mit beiden Händen packte und ihn so zurechtstauchte,

als wäre er eine Puppe. Im selben Augenblick öffnete Skirgal den Körper des Mannes. Das Blut schoß nicht heraus, es lief nur in zwei schmalen Rinnsalen den Rücken hinab.

»Es sollten zwei Heerzüge ins Brandenburgische gehen«, sagte Skirgal dies deutend. »Der eine Richtung Frankfurt, der zweite nach Prenzlau zu, das wir nicht um jeden Preis erstürmen sollten.«

Anselma war so sehr ins Gebet vertieft, daß sie die Äbtissin überhörte, die den Schleier zur Seite gezogen hatte und neben sie getreten war.

»Die Litauer setzen über die Oder. In einer Stunde sind sie hier!«

Die junge Nonne drehte sich zu ihr um. »... dein Wille geschehe.«

Die Oberin hörte aus den Worten Anselmas Ironie heraus. »Wenn die Zeiten andere wären, würde deine Strafe nicht gering ausfallen«, sagte sie.

Anselma erhob sich. »Solange ich hier bin, seid Ihr gegen mich und zweifelt meine Tugend an. Wenn ich in der Kirche sitze, verhüllt mich ein Schleier und schließt mich ab von allen anderen.«

»Du störst die Andacht der Leute, die zu uns in die Kirche kommen. Du bist über alle Maßen schön – und du weißt es genau.«

»Der Herr hat mich geschaffen, wie ich bin – und ich bin frei von jeder Hoffart.«

»Nun ...« Die Äbtissin breitete die Hände aus, als wolle sie Anselma segnen, meinte mit dieser Geste indessen nur, daß für solche Betrachtungen die rechte Zeit nicht sei. »Alle Schwestern flüchten sich in die Kirche.«

Anselma wandte sich zur Tür. »Ich eile ja schon.«

Doch die Mutter Oberin hielt sie zurück. »Nein, geh du nicht mit uns, Schwester Anselma, denn uns schützt wohl der Herr, unser Gott, weil wir alt sind und gebrechlich. Du aber

drohst mit deiner sündigen Schönheit unsere heilige Sterbestunde zu entweihen. Und darum entlasse ich dich, kraft der Macht, die mir gegeben, aus unserer Gemeinschaft. Flüchte dich, wohin du magst, und ich wünsche dir alles Glück. Verbirg dich im Dorf oder zieh mit den Krämern, die über den Fluß setzen; aber bleibe nicht bei uns, denn deine Schönheit ist uns allen verderblich.«

Anselma erschrak, die Tränen schossen ihr in die Augen. Oft hatte sie ihr hübsches Gesicht im Spiegel bewundert, jetzt aber wünschte sie, häßlich zu sein, denn ihre Schwestern verstießen sie ihrer Schönheit wegen. »Bitte, laßt mich nicht allein«, flehte sie. »Nehmt mich zu den anderen mit.«

»Die Zeit drängt, mein Kind.«

Da kniete Anselma nieder und erbat den Segen der frommen Frau.

Die Äbtissin legte ihr die Hand auf den Scheitel und sprach: »So bewahre dich selber unter Gottes Beistand; und wie er dir Schönheit verlieh, so verleihe er dir auch Klugheit, daß du dich und deine Reinheit ihm errettest, dem du angehörst.«

Damit verließ sie das Chorgestühl und ging zu den Schwestern hinüber in die Kirche. Anselma aber floh nicht zur Oder hinunter, sondern kehrte in ihre Zelle zurück und warf sich vor ihrem Betpult zu Boden. Als bald hörte sie wüsten Lärm, Axtschläge und entmenschte Schreie. Wie ein Sturmwind fegten die litauischen Soldaten durch die Höfe, Kreuzgänge und Chöre. Die Kirchenfenster standen offen, und der Gesang der Schwestern drang zu ihr herauf.

Die alte Äbtissin stand mit ihren Nonnen am Hochaltar. Sie sangen die heiligen Horas, die Stundengebete. Und als die Litauer säbelschwingend ins Kirchenschiff einbrachen, drängten sich alle um das Kruzifix. Eine jede berührte es, und zur heiligen Katharina hatten sie vorher gebetet, daß sie ihre Unschuld bewahren und ihr Martyrium würdigen möge. So trat ein, was sie erwartet hatten. Alle, wie sie da standen, wurden von den Heiden niedergemetzelt.

Anselma hörte ihre Todesschreie, hatte deutlich das Bild vor Augen, wie sie zu Füßen ihres Heilands starben, der auch für sie geblutet hatte, und konnte keinen Finger rühren.

Nun war es still. Dann aber brach der Sturm von neuem los, denn jetzt verteilten sich die Mörder in den Gängen und Zellen, um Beute zu machen. Anselma hörte Fußtritte, die sich auf der Treppe näherten. Zelle um Zelle krachten die Türen auf. Und nun war ihre an der Reihe. Die Tür flog aus den Angeln und knallte gegen die Wand. Das löste ihre Erstarrung, und das Blut pulste ihr wieder durch die Adern. Der Herr war bei ihr, sie wußte es, und er gab ihr Kraft. Und so häßlich der Litauer ausschaute, mit Blut und Schmutz besudelt, er konnte sie nicht schrecken.

Skirgal aber erstarrte, als sich Anselma aufgerichtet hatte. Eine so schöne Frau war ihm noch nie begegnet. Fast wäre ihm das Schwert aus der Hand gerutscht, als sie mit festen Schritten auf ihn zutrat und zu sprechen begann.

»Ich weiß, warum du kommst, und ich bin dein, mit allem, was mein ist, nach dem Recht des Krieges. Nimm es, wenn du willst, du siehst, ich bin ein schwaches Weib und kann mich nicht verteidigen.« Anselma machte eine kleine Pause. »Aber wenn du es nimmst: was bleibt dir anderes als die Lust des Augenblicks? Wenn du mich fortschleppest, gehöre ich nicht mehr dir allein, sondern allen deinen Gesellen. Aber falls du verständig bist und den Handel eingehst, den ich dir vorschlage, so will ich dir etwas bieten, das dein Leben lang bleibt – und du wirst ein großer Krieger werden unter deinem Volke.«

Skirgal hörte es mit Verwunderung, denn so hatte er noch nie eine Frau sprechen hören. Es ging ein seltsamer Zauber von ihr aus, und warum sollte sie nicht ein Geheimnis kennen, das ihm bislang entgangen war? »Sprich weiter«, sagte er.

»Ich verfüge über magische Kräfte, und wenn ich sie gebrauche, kann kein Stahl mich treffen. Sonst stünde ich nicht hier, sondern wäre mit meinen Schwestern gefallen unten in der Kirche. Aber der Zauber wirkt nur, solange ich eine reine

Jungfrau bin. Deshalb schone mich. Wenn du es tust, dann will ich dich an meinem Zauber teilhaben lassen und dir ver-raten, wie auch du unverwundbar wirst.«

Skirgal stierte sie an. Wilde Lust schoß in ihm auf, und alles drängte ihn, sie aufs Bett zu werfen und zu nehmen. Doch sein Ehrgeiz hielt ihn zurück. Wenn es stimmte, was sie sagte, konnte er vielleicht David von Grodno besiegen und selber Heerführer werden.

Anselma war sein Zögern nicht entgangen. Heilige Katharina, hilf mir, dachte sie, griff ihr Kruzifix, kniete vor dem Fremden nieder und fuhr dann fort: »Versuch es an mir selbst, ob mein Zauber wirkt. Siehe, ich knie vor dir nieder, und ich halte dieses Kruzifix in den Händen. Und wenn ich die Worte gesprochen habe, die ich dich lehren will, dann hebe dein scharfes Schwert und versuche, mich zu köpfen. Schlag ruhig zu mit aller Kraft. Du wirst sehen, kein Tropfen Blut wird fließen. Dabei trage ich doch keinen Panzer um den Hals, sondern sage nur die Worte: ›Meinen Geist, Herr, gebe ich in deine Hände.‹ Dieses allerdings in einer anderen Sprache. Warte nur ...«

Skirgal, durchtrieben wie kein zweiter, sah den hellen Schimmer in Anselmas Augen, und er glaubte ihr.

»In manus tuas, domine, commendo spiritum meum.«

Da schlug der Litauer mit beiden Händen zu. Der Kopf der Schwester Anselma rollte ihm vor die Füße, und ein dicker Blutstrahl schoß hervor.

Als König Ludwig IV. der Bayer im Alten Hof zu München von diesen und ähnlichen Vorfällen Kenntnis erhielt, diktierte er seinem Schreiber eine Urkunde folgenden Inhalts:

O Jammer! Der, welcher sich jetzt in lügenhafter Weise Papst Johannes XXII. nennt, hat, was menschliche Ohren kaum zu vernehmen wagen, dem Ordensgebiet der deutschen Häuser der heiligen Maria in Preußen die Beobachtung eines Land-